Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 89 (1993)

Heft: 2

Artikel: Briefe als Alltagskommunikation : eine Skizze zu ihrer kontextorientierten Auswertung

Autor: Götz, Irene / Löffler, Klara / Speckle, Birgit

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-117861

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerisches Archiv für Volkskunde 89 (1993), H. 2, 165–183

Briefe als Medium der Alltagskommunikation – Eine Skizze zu ihrer kontextorientierten Auswertung

Von Irene Götz, Klara Löffler, Birgit Speckle

Privatbriefe[1] wurden in den letzten zehn Jahren von den Kultur- und Sozialwissenschaften zunehmend als biographische Zeugnisse einer unmittelbaren und «subjektiven» Alltagserfahrung der unteren und mittleren Sozialschichten entdeckt.[2] Vor allem den Feldpostbriefen aus den beiden Weltkriegen gilt das besondere Interesse der Biographie- und Alltagsforschung. Sie arbeitet meist mit umfangreichen Anthologien einzelner Briefe verschiedener, häufig anonym bleibender Schreiber (z. B. Buchbender/Sterz 1983, Dollwet 1987, Knoch 1986, 1989, 1992, Mohrmann 1984, Vogel 1992) oder mehrerer geschlossener Einzelsammlungen (z. B. Latzel 1989, Fritsche 1989, Knoch 1988). Im Vordergrund der Auswertung dieses «noch kaum genutzten Fundus» (Warneken 1985:14) standen bislang Fragen nach dem «Kriegsalltag» (z. B. Knoch 1989, Vogel 1992), nach «Kriegsmentalitäten» (vgl. Latzel 1992) sowie nach den seelischen Entwicklungen und nach Befindlichkeiten von Kriegsteilnehmern (z. B. Buchbender/Sterz 1983, Knoch 1988, Fritsche 1989, Dines/Knoch 1992).

In fast allen Arbeiten blieb der Blick schwerpunktmässig auf die Briefinhalte gerichtet. Auf der Suche nach Quellen und in Ergänzung der Oral History bediente sich die Alltagsgeschichtsforschung der Briefe als eines Steinbruchs für Fakten und Erfahrungen. Dieses Erkenntnisinteresse erklärt, dass Briefe als isolierte Texte genutzt und häufig zusammen mit Tagebüchern oder Autobiographien ausgewertet wurden. Die Frage nach der grundsätzlichen Vergleichbarkeit bzw. nach dem Modus eines Vergleichs verschiedener Gattungen oder auch ungleicher Briefbestände wurde dabei jedoch selten gestellt.[3] Die Entstehungskontexte unterschiedlich motivierter und angelegter autobiographischer Zeugnisse als wichtige Auswertungsbedingungen mitzureflektieren, ist jedoch ein Gebot der Quellenkritik, auch dann, wenn es «nur» um eine Zusammenschau inhaltlicher Befunde geht.

Der Grund für die auffällige Zurückhaltung bei systematischer Quellenkritik – jedenfalls im Bereich der Feldpostforschung – ist vermutlich darin zu suchen, dass eine komplexere Theorie des Briefes als Kommunikationsform noch aussteht; denn diese wäre erst «in der Lage, die eigentümliche Aussagekraft des Briefes nach Reichweite und Grenzen zu bestimmen» (Fuchs 1988:55). Generell stellen Forschungen, in denen es um die Charakteristika des Briefes als Kommunikationsmittel und um eine daran anschliessende grundsätzliche Auslotung seines Quellenwertes geht, ein immer wieder beklagtes Desiderat dar.[4]

An dieser offensichtlichen Forschungslücke setzt die vorliegende Skizze an, in der drei Briefsammlungen im Mittelpunkt stehen. Die Briefe sollen hier als das betrachtet werden, was sie für deren Verfasser in erster Linie darstellen: ein

Mittel der Kommunikation. In Anbetracht der Forschungslage kann dieser Aufsatz allerdings nicht mehr leisten als erste grundlegende, aber bislang vernachlässigte Prämissen für eine Bestimmung des Charakters der Briefkommunikation und ihres Quellenwertes aufzuzeigen. Da das Verständnis jeder Kommunikation mit der Möglichkeit steht und fällt, den kommunikativen Text vor der Folie des Kommunikationskontexts zu entschlüsseln (vgl. z. B. Watzlawick/Beavin/Jackson 1991), ist die Rekonstruktion der Entstehungszusammenhänge der Briefe dann eine elementare Prämisse (und nicht nur eine Randbedingung) der Auswertung, wenn Briefinhalte als Akte eines kommunikativen Prozesses aufgefasst werden. Es wird zu zeigen sein, wie eine solche kontextorientierte Betrachtungsweise – nicht primär von Texten, sondern von kommunikativen Akten – die Möglichkeiten der Erschliessung von Briefen als Quellen komplex erweitert.

Im folgenden werden zwei vorliegende Feldpostkonvokute aus dem Zweiten Weltkrieg und ein Bestand an Familienkorrespondenz aus der Nachkriegszeit als Kommunikationssysteme hintereinander in «dichter Beschreibung» vorgestellt (Geertz 1983). Die Einzelfallbeschreibungen sollen exemplarisch die Rekonstruktion wichtiger Momente der Schreibkontexte vorführen und sind darauf angelegt zu zeigen, welche Apekte des Alltags sich unter Einbeziehung der Kommunikationszusammenhänge aus diesen im Alltag entstandenen Schreiben herausarbeiten lassen.

Einzelfallstudien bilden in der sozialwissenschaftlichen Briefforschung bislang die Ausnahme.[5] Sie bieten die Möglichkeit, die Besonderheiten der Briefkommunikation an einem überschaubaren Bestand genauer zu betrachten. Durch die Zusammenschau der drei Fälle lassen sich in einem zweiten Schritt allgemeinere, aber stets an unsere Empirie gebundene Charakteristika der brieflichen Alltagskommunikation und die geforderten ersten Prämissen ihrer methodischen Erschliessung näher auszuführen.

Die Betrachtungsperspektive – Alltag als «Raum der Selbstverständlichkeit»

Die Selbstverständlichkeit, mit der sich auch die vorliegende Studie an dem Begriff «Alltag» orientiert, verweist auf die zentrale Bedeutung dieser Kategorie im aktuellen kultur- und sozialwissenschaftlichen Diskurs. Wenngleich dieser Begriff keineswegs unumstritten und häufig verworfen worden ist (vgl. z. B. Borscheid 1987, Tenfelde 1984), erscheint er uns als Hilfskonstruktion zur Markierung unseres Erkenntnisinteresses unverzichtbar.

«Alltag», wie er in der neueren Diskussion gefasst wird, ist der soziale und historische «Raum der Selbstverständlichkeit», «der Bornierung und [der] Sicherheit» (Bausinger 1991:13f). Wie Hermann Bausinger jüngst anhand von Ernst Blochs Philosophie gezeigt hat, ist ein möglicher Gegenbegriff zu «Alltag» der Begriff der «Utopie», nicht aber das Fest. «Alltag» wird nicht als eine

gesellschaftliche und geschichtliche «Sondersphäre mit einer eigenen Struktur und einer gewissen Autonomie» (Elias 1978:28) gesehen, sondern als der «gesellschaftliche Ort der subjektiven Aneignung der Geschichte» (Kaschuba 1986:479). Mit Kaschuba hat «Alltag» vor allem die Funktion eines Verständigungsbegriffs, der den Blick öffnet auf den « ‹Binnenraum› schichtspezifischer und historischer Lebenswirklichkeiten, auf jene materiellen Probleme und sozialen Situationen, die den täglichen Lebensrhythmus ‹der vielen› in Geschichte und Gegenwart prägen, und auf die sich darin konstituierenden kulturellen Formen der Erfahrung und Bewältigung» (Kaschuba 1986:478).

Die Alltagsforschung, an welcher wir uns in der folgenden Beschreibung der drei Briefbestände orientieren, versteht sich also in erster Linie als eine Betrachtungsperspektive, bei der die «subjektive[n] Aspekte des Zusammenlebens von Menschen» (Elias 1978:23) in den Mittelpunkt gestellt werden. Diese Sichtweise verlangt qualitative Methoden, die in ihrer Entwicklung wiederum eng mit der neueren Biographieforschung verbunden sind. In dieser Forschungsrichtung haben sich autobiographische Zeugnisse als geeignete Quellenbasis erwiesen, um alltägliche Lebenswelten so zu rekonstruieren, wie sie von den darin lebenden Menschen als materiell und sozial vertraute Interaktions- und Erfahrungsräume begriffen und gedeutet werden (Berger/Luckmann 1969).

Nach dem hier skizzierten Verständnis des Begriffs «Alltag» lassen sich Briefe als kulturelle Zeugnisse des Alltags auffassen, auch wenn sie in Ausnahmezeiten, etwa im Krieg, verfasst werden und sich mit einer besonderen geschichtlichen und biographischen Situation auseinandersetzen: Denn auch im Krieg bilden sich alltägliche Strukturen – tägliche Routinen und Selbstverständlichkeiten – heraus. Schreiben von der Front nach Hause stellen einen Bestandteil des «Kriegsalltags» dar und zeigen ein Stück weit, wie dieser subjektiv erlebt und bewältigt wurde.[6]

Alltäglichkeiten in drei Briefsammlungen – der Brief als Kommunikationsraum

Fallbeispiel A[7] besteht aus insgesamt rund 220 Briefen und Karten. Es handelt sich im wesentlichen um die Schreiben des Soldaten Josef S. an seine Frau Genovefa aus den Jahren 1940 und 1941. In diesem Jahr starb Josef S. als Einunddreissigjähriger in Russland. Von Genovefa S. sind nur etwa ein Dutzend Brief erhalten.

Josef S. wurde im März 1940 als Soldat der Infanterie zur Ausbildung nach Ostpreussen eingezogen, wo er, unterbrochen von zwei Wochen Einsatz in Frankreich und einem halbjährigen Heimaturlaub, bis Juli 1941 stationiert war. Anschliessend kam Josef S. an die russische Front, wo er im September 1941 an einer Verwundung starb. Als der Schreinergeselle zum Militär eingezogen wurde, war das Paar sieben Jahre verheiratet und hatte drei Kinder; das vierte kam zur Welt, als Josef S. an

der Front war. Die Familie lebte in einer Kleinstadt im Allgäu und wohnte in einem eigenen Haus, zu dem ein grosser Garten zur Selbstversorgung gehörte. Nachdem Josef S. eingezogen worden war, bildeten Briefe, Karten und Päckchen in der knapp ein Jahr dauernden Zeit der Trennung die einzige Möglichkeit des Paares, Kontakt zu halten. Josef S. notierte in seinen Briefen regelmässig, welche Post er erhalten oder abgeschickt hatte. Aus diesen Angaben lässt sich ersehen, dass seine Frau ihm häufiger schrieb, als es die wenigen von ihr erhaltenen Briefe vermuten lassen.[8]

Zwei Themenkreise spielten in der Kommunikation dieses Paares die Hauptrolle: die beiden vertraute häusliche Familienwelt und die der Frau fremde Männerwelt des Militärs und der Front. Da Josef S. die Briefe seiner Frau rekapitulierte und kommentierte, geben seine Schreiben wie auch die wenigen erhaltenen seiner Gattin Einblicke in die alltägliche Lebenswirklichkeit der Familie. Häufig wurden alltägliche pragmatische Verrichtungen, die Kinder, Haus und Garten betrafen, besprochen, meist allerdings nur insoweit, als hier Entscheidungen anstanden und den Rat des Familienoberhauptes nötig erscheinen liessen, etwa bei den andauernden Geldsorgen. Nähe und Gemeinsamkeit stifteten vor allem die Kinder; zur Beruhigung und Aufmunterung des Vaters lobte die Mutter die Entwicklungsfortschritte der «drolligen», «fleissigen» und «frommen» Kleinen in den immer gleichen Stereotypen. In allen Briefen wurde die Sehnsucht nacheinander gegenseitig beteuert und die Zukunft eines problemlosen, friedlichen Familienlebens ausgemalt. Wenn Josef S. sich das Leben zu Hause vorstellte, dann entwarf er von seiner Frau das Ideal einer treusorgenden Gattin und Mutter und konstruierte das Wunschbild einer nach den katholischen Glaubenssätzen lebenden «heilen» Familie, die dank ihres Glaubens auch in schwierigen Zeiten zusammenzuhalten vermag. Seine Partnerin bestätigte in ihren Briefen diese Wunschvorstellungen. Das Gebet füreinander und für eine glückliche Heimkehr spielt in allen Schreiben eine wichtige Rolle.

Josef S. berichtete im wesentlichen von solchen Bereichen seiner gegenwärtigen Alltagswelt, zu denen seine Frau einen Bezug herstellen konnte: von den Aufgabenbereichen, deren Organisation üblicherweise in die Zuständigkeit seiner Frau fiel. So schrieb er von der Verpflegung, der Unterbringung und den hygienischen Verhältnissen und mass diese Bereiche an den ihm von zu Hause bekannten Sauberkeits- und Ordnungsstandards. Von Hunger und Krankheit berichtete er meist nur, wenn sie bereits überwunden waren, oder so, dass sie nicht allzu beunruhigend erschienen. Selten beschrieb Josef S. seine militärische Ausbildung und seinen Dienst. Er begründete dies in manchen Briefen mit dem Schreibverbot, aber auch mit dem Argument, seine Frau schonen zu wollen. Seine Kameraden erwähnte Josef S. entweder, indem er sich von ihnen distanzierte, um Genovefa über seinen eigenen vorbildlichen Lebenswandel beruhigen zu können, oder indem er lediglich pauschal die herrschende «gute Kameradschaft» lobte. In den von der russischen Front geschriebenen Briefen berichtete er auch von Gefechten und kompensierte diese Beschreibungen und seine Todesangst gewöhnlich mit dem Paar gemeinsamen religiösen Bekenntnissen.

Einen anderen Blickwinkel sowohl auf die Welt des Militärs als auch auf den Alltag der Frau zu Hause bieten die Briefe des Fallbeispiels B.[9] Es besteht aus einer Brieffolge von 150 Feldpostbriefen und -karten eines Offiziers, des Leutnants Richard M. an seine Freundin beziehungsweise spätere Ehefrau Anna in Regensburg. Richard M. starb 1943 an der Ostfront im Alter von 25 Jahren. Im Unterschied zu Fall A sind keine Schreiben der Partnerin erhalten.

Im Anschluss an Abitur und Reichsarbeitsdienst hatte sich Richard M. in der Wehrmacht über die Militärdienstzeit hinaus verpflichtet und zunächst beschlossen, die Verwaltungslaufbahn einzuschlagen. Die ersten Briefe der Sammlung datieren aus dieser Zeit im Sommer 1940, als Richard M. einen Lehrgang an der Heeresverwaltungsschule in München besuchte, ihn aber schliesslich abbrach, um statt dessen die Offizierslaufbahn einzuschlagen. Die Briefe, die er seit 1941, von der Zeit des Aufmarsches und des Überfalls auf die Sowjetunion an, bis in sein Todesjahr schrieb, sind nahezu geschlossen erhalten. Aus Bemerkungen und Auflistungen in den Briefen von Richard M. lässt sich schliessen, dass Anna fast täglich an ihn schrieb. Weniger häufig, doch auch regelmässig, richtete Richard M. meist mehrseitige Briefe an seine Partnerin.[10]

Im Unterschied zu den Schreibpartnern im Fall A hatten Richard und Anna M. vor und während einer nur vier Wochen dauernden Ehe kaum die Möglichkeit gehabt, in einer gemeinsamen Alltagswirklichkeit zu leben, sich eine solche anders als gedanklich in Briefen aufzubauen. Zwar bezog sich Richard M. besonders am Anfang und am Ende seiner Briefe auf das, was ihm seine Frau von der Welt zu Hause in ihren Briefen erzählte; auch für ihn waren die Briefe wie für Josef S. eine Brücke in die private, die «alte» Wirklichkeit. Doch gab es für ihn keine mit seiner Frau geteilte, gesicherte Lebenswelt, die ihm in der Fremde hätte Halt geben können.

Mit wachsender zeitlicher und räumlicher Entfernung beantwortete Richard M. die Briefe seiner Frau zunehmend distanzierter. Zu Beginn der Trennung war er ihrem Trennungsschmerz noch mit liebevollen Beschreibungen einer gemeinsamen Zukunft und mit vielfach launigen Schilderungen des Soldatenlebens begegnet. In späteren Briefen tadelte er Anna M. immer häufiger wegen ihrer Ängste um ihn und verwies sie mit dürren Worten auf das vorbildhafte Verhalten einer Offiziersfrau. Gefühlen von Einsamkeit und Heimweh liess er damit fast keinen Spielraum mehr in ihren wie in seinen eigenen Briefen.

Der Hauptakzent der Briefe von Richard M. liegt dagegen zu Frontzeiten auf der Darstellung seines Lebens in der Männergesellschaft des Militärs. Vergleichbar den Beschreibungen von Josef S. schilderte Richard M. ausführlich, wie er mit den wenigen zur Verfügung stehenden Mitteln seinen Bunker wohnlich einzurichten versteht, Mahlzeiten zubereitet, seine Kleidung in Stand hält, seinen Haushalt organisiert. Neben diesen Alltagszenen, die der Lebenswelt von Anna M. sehr nahe kamen, berichtete Richard M. im Laufe der Zeit zunehmend – weitaus mehr als der Mannschaftssoldat Josef S. – über das Gemeinschaftserlebnis im Kreis der Kameraden und ausserdem von seinen Offizierspflichten. Mit der Faszination, die das Leben in der Männergesellschaft auf ihn ausübte, korrespondiert das fast übersteigerte Bewusstsein für

die ihm übertragene Verantwortung für «seine» Männer. Nicht zuletzt der Gebrauch der offiziellen Militärterminologie, seltener der gesprochenen Soldatensprache, signalisiert bei Richard M., wie sehr er das propagierte Ideal des deutschen Frontoffiziers verinnerlicht hatte. Es ist nicht nur, wie aus den Briefen direkt hervorgeht, auf den Einfluss der drohenden Briefzensur zurückzuführen, wenn dieser junge Offizier in seinen Briefen Leid und Tod, Gefahren und Nöte, etwa des Winterkrieges in der Sowjetunion, weitgehend ausblendete. In seinen Briefen versuchte er – auch gegen die Widerstände seiner Frau – sein Idealbild gegen eine andere Wirklichkeit des Krieges zu retten. Allenfalls bruchstückhaft bildet sich der Alltag in seinen täglichen Abläufen des Lebensvollzuges in diesen Briefen ab. Das, was Richard M. über sich berichtete, ist vielmehr die Illusion von seiner Sicherheit im Krieg, die er sich – und seiner Partnerin – aufbaute.

Der als Fall C vorliegende Quellenbestand aus der weiteren Nachkriegszeit[11] ist, verglichen mit den Konvoluten A und B, bezüglich seines Umfangs und der Anzahl der Schreiber sehr komplex. Fünf dicke Aktenordner enthalten in der Hauptsache den privaten Schriftwechsel einer Familie und des weiteren offizielle Schreiben, die deren Mitglieder betreffen.

Alle Briefe sind in den Jahren zwischen 1948 und 1975 im bayerischen Raum entstanden. Sie wurden zum Teil im Abstand von nur wenigen Tagen, zum Teil – gegen Ende des Entstehungszeitraums – im Abstand von Wochen und Monaten geschrieben. Den grössten Teil des Konvoluts machen die häufig mehrseitigen, maschinenschriftlichen Briefe der Eltern aus, die beide untere Versicherungsangestellte der Kriegsgeneration waren. Die meisten ihrer Briefe gingen an zwei ihrer drei in der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit geborenen Söhne, die seit ihrer Schul- beziehungsweise Lehrzeit nicht mehr bei den Eltern lebten. Einige wenige Briefe von den Söhnen an die Eltern sind ebenfalls überliefert; es ist aufgrund fehlender Zusatzinformationen nur zu vermuten, dass sie insgesamt seltener schrieben als ihre Eltern. Der Bestand enthält ausserdem kürzere Schreiben an die Lehrherren der Söhne sowie an verschiedene Behörden.[12]

Die Eltern schrieben ihren Söhnen über Jahre hinweg regelmässig an deren Lehrstellen und einem ihrer Söhne später auch ins Jugendgefängnis. Die meisten ihrer Briefe sind von den Sorgen um ihre Kinder geprägt und erzieherisch motiviert. So ermahnten sie ihre Söhne, von denen sie stets befürchteten, dass diese scheitern könnten, mit den stets gleichen formelhaften Redewendungen zu einem «ordentlichen Leben»: «...halte alles sauber!! – und vergiss nicht, Deine Sachen auch zu pflegen. Sei fleissig..., Du weisst, es dürfen im Geschäft unter keinen Umständen Klagen kommen. Lasse Deine Haare immer anständig schneiden ...stelle den Kragen nicht hoch wie ein Halbstarker ...was am wichtigsten ist: Werde ein Mann!!!»[13] Die Eltern brandmarkten die «Fehltritte» der «Halbstarken», etwa ihr Versagen in der Ausbildung und kleinere Straftaten. Insgesamt lassen sich die Elternbriefe als dramatische und dramatisierende Appelle an die Söhne charakterisieren, die zu einem Verhalten nach den stereotyp beschworenen Werten «Fleiss», «Sauberkeit», «Höflichkeit» und «Anständigkeit» angeleitet wurden. In Briefen an die Lehrherren der Söhne stellten die Eltern Erkundigungen über ihre zu diesem Zeitpunkt noch minderjährigen

Söhne an, oder sie klärten deren Aufsichtspersonen über die Charaktereigenschaften der aus ihrer Sicht «missratenen Subjekte» auf.

In vielen Briefen wurden auch Familienstreitigkeiten ausgetragen. Die Briefe der Söhne an die Eltern zeigen zum Teil heftige, abweisende Reaktionen auf deren schriftliche Ratschläge. Insofern spiegelt die Briefkommunikation die Autoritätskonflikte zwischen den Eltern, die die Arbeitsmoral der Wirtschaftswunderzeit befürworteten, und den Söhnen, die mit den Vorstellungen und Forderungen der Leistungsgesellschaft immer weniger zurecht kamen.[14]

Die häufigsten Schreibanlässe und in den Briefen besprochenen Themen sind Bitten um finanzielle Unterstützung durch die Eltern oder durch Behörden, die Verschlechterung des Gesundheitszustandes der Eltern, die drohende oder schon eingetretene Arbeitslosigkeit der Söhne, deren akute Schwierigkeiten mit den Lehrherren, die Auswanderung des ältesten nach Australien und das spätere Kriminellwerden des jüngsten. In der Regel sind es somit kritische alltags- und lebenszeitliche Situationen, besonders brisante familieninterne Probleme, die – für dieses Fallbeispiel typische – Kommunikationszusammenhänge konstituieren.

Schlaglichter und Bruchstücke – der Privatbrief als Raum vereinzelter Einzelheiten

Diese knappen Fallskizzen machen deutlich, dass alle drei Briefbestände für historische Faktenkenntnisse wenig aussagereich sind. Wie auch die einschlägigen alltags- bzw. sozialgeschichtlich orientierten Briefforschungen zeigen (Helbich/Sommer 1985), stellen Privatbriefe Quellen dar, die entweder schon bekannte historische Fakten illustrieren oder lediglich sich wiederholende, marginale Einzelheiten liefern. Häufig hinterlassen Briefe beim Forscher den Eindruck von einem «Meer von Banalitäten und alltäglichen Details».[15] Dies ist besonders dann der Fall, wenn ohne die entsprechenden Zusatzquellen und Informationen über die Lebens- und Schreibumstände der Briefpartner gearbeitet wird, aus denen sich manche Zusammenhänge zwischen den Einzelinformationen ergeben können. In den Briefen der drei Fallbeispiele werden die Einzelheiten sehr schlaglichtartig dargeboten. Es handelt sich bei den zur Sprache gebrachten Fakten und Erlebnissen lediglich um vereinzelte Bruchstücke des Alltagslebens, die zu disparat und nicht ausreichend sind, um ein umfassendes Bild der tagtäglichen routinemässigen Handlungen und Verhaltensweisen der Schreiber zu zeichnen.

Die in den Fallbeispielen vorgestellten Quellen bieten jedoch andere Auswertungschancen. So eignen sich die Briefe des Falles A besonders dazu, religiöse Einstellungen, Wunschbilder von einer Familiengemeinschaft und überhaupt dauerhafte Werturteile eines Paares zu untersuchen, die zur Bewältigung von Krisenzeiten eine besondere Bedeutung gewinnen. Die Feldpostbriefe des

Falles B lassen sich daraufhin auswerten, wie sich im Prozess des Schreibens eine Partnerschaft, die noch wenig gefestigt ist, unter dem Einfluss der Trennung und des Krieges entwickelt. Ausserdem kann die Auswertung dieser Brieffolge über mehrere Jahre hinweg Aufschlüsse geben über Handlungs- und Orientierungskonzepte im Wandel und unter dem Druck der Situation des Krieges und der Institution Militär als dem immer deutlicher in den Vordergrund tretenden Bezugsrahmen dieses Soldaten. Die Sammlung C lässt zwar die exemplarische Analyse unterschiedlicher Wertorientierungen zweier Generationen zu, nicht aber die Rekonstruktion der faktenorientierten Alltagsgeschichte einer Familie oder einzelner Lebensverläufe, weil sich auf der vorliegenden Materialbasis nicht alle dafür nötigen Kontextinformationen erschliessen lassen. Die Schreiber geben lediglich punktuelle Einblicke in einzelne Aspekte ihrer Lebensweise, etwa in ihr Arbeits-, Wohn- und Kleidungsverhalten. Diese Bereiche werden allerdings nur dann erwähnt, wenn gravierende «Planbrüche» – Komplikationen im Alltagsleben – den gewöhnlichen Alltagsverlauf gestört und verändert haben.[16]

Während in den vorliegenden Nachkriegsbriefen in erster Linie Probleme besprochen wurden, charakterisiert die beiden Kriegskorrespondenz-Konvolute, dass in deren Briefen ernsthafte Probleme – mit den Kindern, der Gesundheit, den Vorgesetzten, mit dem Grauen des Krieges und seinen Toten – nach Möglichkeit verschwiegen werden. Ob die Verharmlosung der Kriegserfahrung durch die Soldaten auf eine verinnerlichte NS-Propaganda und «innere» Zensur zurückzuführen ist, oder ob man die Zuhausegebliebenen nicht beunruhigen wollte, ob Gefahr und Tod gar mit der Zeit zum selbstverständlich Gewordenen des «Kriegsalltags» gehörten – mitteilbar scheinen solche Erfahrungen in den Briefen nur in Zeiten höchsten Leidensdrucks gewesen zu sein.[17] Dann vor allem erhalten die vorliegenden Feldpostbriefe in zunehmendem Masse eine Ventilfunktion.[18]

Briefbestände – jedenfalls die vorliegenden Sammlungen – lassen sich nicht unter dem «Alltags-Paradigma im engeren Sinn» betrachten, eignen sich also nicht dafür, alltägliche «relativ dauerhafte Lebens- und Arbeitsweise(n)» zu beschreiben (Warneken 1985:52).[19] Nicht auf der Faktenebene, sondern auf der subjektiv-gedanklichen, der Erfahrungs- und Beziehungsebene liegt ihr besonderer Wert. Um einige Strukturmerkmale des Briefes als einem Raum, in dem Erfahrungen einem vertrauten Gegenüber mitgeteilt werden, soll es im folgenden gehen.

Vertrautes und Fremdes – der Brief als Erfahrungs- und Vorstellungsraum

Der Kommunikationszusammenhang von Briefen unterscheidet sich grundsätzlich von der mündlichen Gesprächssituation dadurch, dass das kommunikative Handeln nicht zum selben Zeitpunkt und am selben Ort stattfindet. Der

private Briefverkehr unserer drei Fälle setzt das Weggehen des einen von einem oder mehreren anderen voraus, die ihm sozial und emotional nahestehen. Ob dieses Weggehen freiwillig geschieht oder durch äussere Umstände erzwungen ist: in jedem Fall bedeutet es das Heraustreten eines Menschen aus der Kontinuität einer mit den Zurückbleibenden geteilten unmittelbaren Welt rund um das «Hier und Jetzt» (Berger/Luckmann 1969). Dem Weggehenden erschliesst sich an einem neuen, fremden Ort eine neue Alltagswirklichkeit; der Zurückbleibende macht in dem beiden vertrauten Erlebnisraum neue Erfahrungen.

Erst vor dem Hintergrund dieser – in der einschlägigen Forschung vernachlässigten[20] – dynamischen Struktur, die wir das Prinzip der Trennung nennen, lässt sich der besondere Charakter des Briefverkehrs als Form der Alltagskommunikation verstehen. Denn durch die Berücksichtigung des Prinzips der Trennung wird der Blick auf die Schlüsselfrage gelenkt, wie sich eine Kommunikation aufrecht erhält, wenn die Kommunikationspartner neue Erfahrungen machen, die sich nicht ohne weiteres mit den herkömmlichen, beiden vertrauten Wissensbeständen, Kategorien und Sinndeutungen fassen lassen. Aus dem Prinzip der Trennung erschliesst sich, warum bestimmte Erfahrungsbereiche thematisiert und andere ausgespart werden.

Im Fall A wurde das Problem des Heraustretens von Josef S. aus dem Erfahrungshorizont der gemeinsamen Welt vertrauter Familienwirklichkeit dadurch gelöst, dass er in der Briefkommunikation mit seiner Frau in erster Linie Themen in den Mittelpunkt rückte, die eine Verbindung zwischen dem Soldaten und seiner Familie herstellen können, die also aus dem gemeinsamen Erfahrungs-, Wissens- und Vorstellungsbereich stammen. Das Gebet, die katholische Religion, das vielbeschworene Gottvertrauen, der Rhythmus und die Semantik des Kirchenjahres sind in diesen Briefen auffällige verbindende Konstanten. Sie stiften gemeinsam mit den Wunschvorstellungen der «christlichen Familie» Nähe und erfüllen eine kompensatorische Funktion.

Der Briefverkehr wird damit zur Quelle für den gemeinsamen Referenz- oder Orientierungsrahmen[21] der beiden Schreiber und gibt Auskunft darüber, auf welche gemeinsamen Erfahrungen, Werte und Vorstellungen sich das Paar in seiner Kommunikation zurückzieht, wenn es über längere Zeit getrennt ist.

Neue, in der jeweiligen Lebenswelt gemachte Erfahrungen werden meist auf diesen gemeinsamen Referenzrahmen zugerichtet oder an ihm gemessen. So lieferte die heimische Welt, vor allem der Aufgabenbereich der Gattin und Mutter, die Orientierungsfolie für Josef S.' Beschreibungen seiner neuen militärischen Wirklichkeit. Anhand der elementaren Bedürfnisbefriedigungen Essen, Trinken und Körperpflege zeigt er seiner Frau die Differenz zwischen der gewohnten Versorgtheit und Sauberkeit zu Hause und dem Mangel und Schmutz in der Soldatenwelt.[22] So sieht Josef S. im Fremden und Unbekannten stets das Eigene und Vertraute; und was ihm oder vor allem seiner Frau zu fremd ist, um es am Eigenen zu messen, davon kann er nicht schreiben, wie er selbst betont: «Das kann sich niemand vorstellen, wie es hier aussieht.»[23] In

allen drei Fallbeispielen lässt jeder Kommunikationspartner den anderen in der Regel nur soweit am eigenen «neuen» Alltag teilhaben, als er begreifbar ist, denn: «Worüber man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.»[24]

Alle drei vorgestellten Sammlungen zeigen mehr oder weniger deutlich die Entwicklung und die Veränderung des den Schreiben zugrundegelegten Referenzrahmens. Hier liegt ein grundsätzlicher Vorteil von Briefen gegenüber Autobiographien, die lebensgeschichtliche Ereignisse in einem einmaligen, endgültigen Bild fixieren.[25]

Besonders die Brieffolge des Falles B eignet sich als Quelle zur Beschreibung des Wandels von Handlungs- und Orientierungskonzepten. Sie spiegelt Richard M.'s Aneignung neuer Wissensbestände und seine Auseinandersetzung mit NS-Ideologemen und militärischen Traditionen. Unter dem Druck der sich verschärfenden Kriegssituation gewinnt bei dem Offizier die Institution Militär als Bezugsrahmen vorrangige Bedeutung. Allerdings reduzierte er bis zuletzt seine Mitteilungen auf Bereiche, die er meint, seiner Frau zumuten zu können.

Der gemeinsame Referenzrahmen der Briefkommunikation ergibt sich aus der Intimität der Schreiber und hängt letztlich von dem Ausmass ihrer Vertrautheit ab. Er stellt allerdings nicht nur die grundsätzliche Erkenntnismöglichkeit der Quelle Brief dar, sondern erklärt auch die Grenzen ihrer Auswertbarkeit. Nicht nur Erfahrungen, die zu fremd sind, werden häufig ausgespart,[26] sondern auch all das, von dem der Schreiber weiss, dass es seinem Partner wohlvertraut ist. Für das beiden vertraute Eigene gilt, dass es erst dann bewusstseinspflichtig und ausführlicher mitgeteilt wird, wenn es aus der üblicherweise fraglos erlebten Kontinuität der Alltagswirklichkeit heraustritt, etwa wenn Entscheidungen oder akute Probleme anstehen.[27]

Dass die Briefschreiber ihren eigenen soziolkulturellen Bezugsrahmen auch bei den Briefempfängern voraussetzen, ist ein wichtiger Grund dafür, dass häufig alltägliche Fakten und Routinen, Erfahrungen und Werte nicht mehr ausführlich beschrieben werden. Die Schreiber gehen davon aus, dass es sich hierbei um Wissen und Auffassungen von der Wirklichkeit handelt, die sie mit den Briefrezipienten teilen.

Die in den Briefen der Sammlung C geführten Auseinandersetzungen um die Werte Fleiss, Sauberkeit, Anständigkeit und Ordnung, deren unterschiedliche Bedeutung für die beiden Generationen, wären eine eigene Untersuchung wert. Doch hier stellt sich das Problem, dass die konkreten Inhalte dieser Werte, die ihnen zugeordneten Eigenschaften oder Handlungsweisen, von den Eltern meist nicht ausdrücklich genannt und genauer beschrieben werden. Der aus den Briefen direkt herauslesbare Umstand, dass die Eltern annahmen, ihre Söhne müssten eigentlich wissen, wie sie sich zu verhalten hätten, erklärt, warum aus ihrer Sicht allgemeine Schlagworte, Andeutungen und Floskeln genügten, um den Söhnen diese Normvorgaben zur Bewältigung des Alltags zu vergegenwärtigen: «Wie ich Dir gesagt habe, muss im Leben alles, aber auch alles erkämpft werden. Nichts wird uns geschenkt. ( ) Über das Thema eines ungelernten Arbeiters ( ) brauchen wir nicht mehr zu sprechen, wir taten es bereits sehr ausführlich.»[28]

Das Schreiben von Briefen ähnelt insofern der Performanzsituation mündlicher Erzählungen, als diese, wenn sich Erzähler und Zuhörer gut kennen,

ebenfalls häufig nur noch fragmentarisch dargeboten werden (Djupedal 1989:60f). Der gemeinsame Referenzrahmen ist damit letztlich dafür verantwortlich, dass in Briefen wie in einem Gespräch zwischen Vertrauten häufig Anspielungen, intime Wendungen und Anreden, mundartliche Ausdrücke und inhaltliche Verkürzungen überwiegen. Diese im mündlichen Gesprächsalltag eingeübte Privatsprache zwischen Eingeweihten wird in der schriftlichen Kommunikation gelegentlich beibehalten, was nicht verwundert, da die Briefe in den vorliegenden Fällen auch als Ersatz für das mündliche Gespräch dienen. Diese an einen gemeinsamen Bezugsrahmen gebundene Privatsprache, die nur den Briefpartnern eine komplexe Sinnwelt zu erschliessen vermag, ist der Grund dafür, dass Briefe dem aussenstehenden Forscher vielfach informationsarm, «banal» und in weiten Teilen unverständlich erscheinen.

Andererseits bieten gerade Briefe auch die Chance, den sprachlichen Umgang mit privaten Themen zu untersuchen, jedenfalls soweit es der aus ethischen Gründen gebotene Schutz der Intimsphäre der Schreiber im Einzelfall zulässt.

In den Briefen des Falles A lassen sich unterschiedliche Sprachstile beobachten: Während etwa organisatorische Fragen eher in einer dialektal eingefärbten Alltagssprache besprochen wurden, muten die Stimmungsbilder ehelicher und familiärer Gemeinsamkeit, die häufig im «Gartenlaubenstil» gehalten sind, wie Montagen aus den Lesefrüchten der Schulzeit der Schreiber an. Auch in der Korrespondenz von Richard M. (Fall B) sind – zusammen mit den Sprachbildern – die Beziehungsmuster «geliehen»: Es ist weniger eine individuelle, persönliche Beziehung, sondern immer wieder die (Geschlechter-)Rollenkonstellation der NS- und Militärideologie, die in der Sprache seiner Briefe zum Ausdruck kommt. Standesgemäss diktierte Richard M. seiner Frau Aufgaben und Pflichten und griff damit nationalsozialistische Rollenbilder auf. Eine spezifische Paarsprache ist fast völlig verdeckt von der Gruppensprache des Militärs. Militärischer Fachwortschatz, Metaphern des Kampfes und strategischer Planungen, wurden sogar in den ansonsten sprachlich tabuisierten Bereich der Sexualität übertragen. Das Wiedersehen mit seiner Frau wurde zum «nächsten Kampftag»: Geübt wird in diesen Stunden: Nahkampf, erbitterte Ringkämpfe, bei denen man mit Leichtigkeit das Weisse im Auge des Gegners erkennen kann.»[29]

Briefe sind damit nicht geeignet, reale, im gemeinsamen Alltag tatsächlich gelebte Beziehungsmuster zu beschreiben. Vielmehr bildet und gestaltet die Briefkommunikation ein eigenes Beziehungs- und Bezugssystem – eine Vorstellungswirklichkeit, deren Funktion es in allen Fällen ist, eine Beziehung über eine längere Trennungszeit aufrecht zu halten, sich dieser zu vergewissern (vgl. entsprechend Djupedal 1989).

Auswertungsprämissen – Mikroanalyse des Schreibkontextes

Der beiden Briefpartnern gemeinsame Referenzrahmen ist der entscheidende Erkenntnisgewinn, der aus Privatbriefen gezogen werden kann. Er bildet den Schlüssel zum Verstehen der Inhalte und des Charakters brieflicher Kommunikation. Daraus leitet sich eine Prämisse für die Auswertung dieser Quelle ab: Der den Briefpartnern vertraute Erfahrungs- und Orientierungshorizont ist nur

erschliessbar, wenn möglichst viele Informationen über die Lebenszusammenhänge der Schreiber und ihre kulturell vermittelten Schreibgewohnheiten rekonstruiert werden können. Folgende Kontextinformationen sind als wichtige Auswertungsvoraussetzungen zu nennen:[30]

Zunächst ist es wichtig, den biographischen Kontext, die lebensgeschichtlichen Grunddaten sowohl des Briefschreibers als auch des Briefempfängers, zu erschliessen. Dann sollte man den Kontext ihrer Lebensgrundlagen, ihre Lebensweise so gut wie nur möglich kennen. Der soziale Kontext der Kommunikationspartner – das sie umgebende Netzwerk aus Familie, Freunden, Kollegen sowie ihre jeweilige soziale Stellung in ihrer Bezugsgruppe und ihr Verhältnis zueinander – muss rekonstruiert werden können. Wichtig ist ausserdem der historische Kontext, sind die zeitgeschichtlichen Hintergründe und Bezugspunkte ihres Schreibens. Dazu gehört auch der Einfluss möglicher Zensur auf die Briefe. Nicht zuletzt ist auch der kulturelle Kontext von grosser Bedeutung, etwa der Einfluss der Formvorgaben der kommunikativen Gattung Brief, zeittypische Schreibkonventionen, Gruppensprachen, die Lesegewohnheiten der Schreiber sowie ihre Bildung und Wertorientierungen.

Wie viele dieser Informationen in den Briefen selbst enthalten sind, ist von Sammlung zu Sammlung verschieden und hängt auch ab von der Art und Häufigkeit der Schreibanlässe, der Schreibmotivation, vom Brieftyp[31], der individuellen Mitteilungsfreude eines Schreibers und nicht zuletzt von der überlieferten Belegdichte. Viele Informationen, wie etwa der allgemeine historische Kontext oder biographische Eckdaten, können vielfach nur über Zusatzquellen eingeholt werden. Gerade die Daten zur Lebensgeschichte und Lebensweise der Schreiber lassen sich häufig nur dann rekonstruieren, wenn noch eine Befragung der Briefschreiber, Adressaten oder von deren Freunden und Angehörigen möglich ist.

Für die Sammlung A liessen sich eine Fülle offizieller Dokumente (z. B. Wehrpass, Gesellenbuch, Ehevertrag, Schulzeugnisse) von den noch lebenden Kindern der Schreiber beschaffen. Diese waren zu einer umfangreichen Mithilfe bereit, weil Birgit Speckle als Enkelin der Briefpartner zur Familie gehört.[32] Klara Löffler hatte die Möglichkeit, mit der Frau von Richard M. Interviews durchzuführen (vgl. Löffler 1992:76–92). Irene Götz musste sich dagegen auf die Kontextinformationen beschränken, die in dem ihr vorliegenden Briefkorpus (Fall C) enthalten sind, da es sich bei diesem um einen «Zufallsfund» handelt und der Weg zu Angehörigen der Briefschreiber mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden gewesen wäre. Sie hat sich vor allem aus ethischen Überlegungen dafür entschieden, die Briefsammlung in einer gewissen Anonymität zu belassen, d. h. sie unternahm keinen Versuch, Kontakt mit den Schreibern aufzunehmen bzw. zu eruieren, ob diese noch leben. Massgebend für diese Entscheidung war einer der letzten Briefe des Vaters an einen seiner Söhne, in dem er die Besorgnis zum Ausdruck brachte, die Schriftstücke könnten aus dem familiären Kontext heraus in unbefugte Hände geraten. Um diese Haltung zu respektieren, musste Irene Götz, im Unterschied zu Birgit Speckle und Klara Löffer, darauf verzichten, weitere Recherchen über die Lebensweise der Schreiber anzustellen. Somit hatte sie sich auf die Kontextinformation zu beschränken, die in dem ihr vorliegenden Materialbestand enthalten sind, also auf die Briefe selbst und die beiliegenden Verwaltungsdokumente sowie auf die weiteren offiziellen Schriftstücke. Einer kontextorientierten Auswertung dieses Korpus im oben geforderten Sinn wurden damit mehr als in den Fällen A und B Grenzen gesetzt. Aufgrund der aussergewöhnlich grossen Belegdichte der Sammlung C liessen sich jedoch die wichtigsten soziobiographischen Eckdaten über die Verfasser, die zum Verständnis der Briefkommunikation unbedingt notwendig sind, allein aus dem vorliegenden Bestand ohne weitere Erhebungen rekonstruieren. Damit waren die Kontextinformationen ausreichend, um das Konvolut unter einzelnen Aspekten in kleineren Abhandlungen auszuwerten, nicht aber, um den Bestand, wie in den Fällen A und B geschehen, in den Mittelpunkt einer Monographie zu stellen. Dieses Vorhaben hätte die Schreiber identifizierbar gemacht. Denn die Briefe wären hierfür in jedem Fall in den weiteren Kontext der Geschichte der Familie einzubinden gewesen.

Der den Briefpartnern gemeinsame Erfahrungsrahmen, der sowohl den äusseren Schreibzusammenhang als auch die Schreibinhalte bestimmt, erschliesst sich erst in seinen biographischen, sozialen, historischen und kulturellen Bezügen, in die die briefliche Kommunikation eingebunden ist. Der Arbeitsaufwand, diese Kontextinformationen zu rekonstruieren und in dichten Beschreibungen zusammenzufügen, ist erheblich. Schon aus diesem Grund ist es ratsam, sich bei der Arbeit mit Briefen zunächst auf überschaubare Einheiten, also auf eine einzige, möglichst geschlossene Sammlung, zu konzentrieren.

So lässt sich aus diesen Erfahrungen eine zweite methodische Prämisse der Auswertung von Privatbriefen ableiten: Der Wert dieser Quellenart als Zeugnis für Einstellungen, Haltungen und Wertorientierungen lässt sich zuerst in der Einzelfallstudie herausarbeiten. Die Mikroanalyse erlaubt es, Briefe genauer als das zu analysieren, was sie von ihrer funktionalen Bestimmung her vorstellen: sie sind ein Mittel zur Kommunikation, die an einem raum-zeitlich entfernten, gleichwohl konkreten und in der Regel vertrauten Gegenüber und an den sprachlichen und formalen Mustern einer kommunikativen Gattung orientiert ist.

Die Mikroanalyse einzelner Briefbestände macht es ausserdem möglich, aus disparaten Sammlungen abgeleitete, pauschale und für den Einzelfall nicht immer valide Ergebnisse, etwa bezüglich des in den Briefen gespiegelten «Kriegsalltags» (Knoch 1989a), zu überprüfen und zu relativieren.

Gerade weil quellenkritische und methodische Überlegungen in der bisherigen Forschung weitgehend ausgeblendet worden sind, ist es notwendig, mit kleinen Analyseeinheiten zu operieren: Grundlagenarbeit, wie sie auf dem Gebiet der Briefforschung zu leisten ist, lässt sich nach unseren bisherigen Auswertungserfahrungen nur anhand von einzelnen, geschlossenen Konvoluten verwirklichen. Die noch nicht hinreichend ausgelotete Komplexität der Kommunikationsform Brief macht es notwendig, deren «Untersuchung vom Einzelnen her» aufzubauen (Bausinger 1987:340). Als in der Volkskunde und in der Biographieforschung erprobter Forschungszugang erlaubt es die mikroanalytische Studie, explorativ an einem Bestand zu arbeiten. Versteht man Briefsammlungen als Systeme, die ihrerseits nur im Kontext ihrer Entstehung aufzuschlüsseln sind, ist es notwendig, in einem ersten Schritt an einer kleinen Analyseeinheit Begrifflichkeit und Interpretation der brieflichen Kommunikation zu erproben.[33] Ein solches Vorgehen scheint uns erst die Grundlagen dafür zu schaffen, dass die geforderte Theorie des Briefes als Kommunikationsform mit grösserer Reichweite längerfristig entwickelt werden kann.[34]

Zusammenschau – der Brief als Medium der Alltagskommunikation

Privater Briefverkehr, wie er sich in den uns vorliegenden Beispielen präsentiert, ist eine Form schriftlicher Interaktion, die auf den antizipierten Erwar-

tungshorizont eines dem Schreiber in der Regel gut bekannten Lesers ausgerichtet ist. Der den Schreibpartnern gemeinsame Referenz- oder Erfahrungsrahmen bildet die Grundlage der Kommunikation. Der Bezug auf gemeinsame Wissensbestände und Deutungsmuster ist die Voraussetzung dafür, dass eine Beziehung trotz der räumlichen und zeitlichen Trennung und der sich bei beiden Partnern verändernden Lebensbedingungen aufrecht erhalten werden kann. Diese Beziehungsebene ist ein funktionales Moment der Briefkommunikation.

Die uns vorliegenden Brieffolgen stellen zunächst bezüglich ihrer Entstehungsbedingungen eine Form der Alltagskommunikation dar. Im Unterschied etwa zu den Dialogen in wissenschaftlichen Befragungen wurden sie nicht durch eine ausserhalb des Lebenssystems der Betroffenen angesiedelte Fremdstimulation, also künstlich angeregt. Damit erlauben es Briefe, Kommunikation im Alltag zu beobachten. Allerdings handelt es sich beim Briefverkehr um eine besondere Form der Alltagskommunikation, weil er einen Ersatz für das Gespräch in Ausnahmezeiten der Trennung bildet. Doch gerade wenn die Trennung lange Zeit dauert, bilden sich in Briefkonvoluten alltägliche, beständige Kommunikationsstrukturen heraus. Darunter lassen sich die Briefpartner verbindende Inhalte, feste Redewendungen und sich wiederholende Sprachbilder sowie der nur gering variierte Aufbau der Briefe fassen.

Die Sprache der Briefe ist in mancher Hinsicht an der Sprache des mündlichen Gesprächs orientiert. Die alltägliche Privatsprache vertrauter Menschen, deren tiefere Bedeutung sich allenfalls annäherungsweise bestimmen lässt, bildet eine Art Gemengelage mit verschiedenen Gruppensprachen. Sie ist etwa in unseren Fällen mit Ausdrücken, Floskeln, Sterotypen, dem Jargon und den Erklärungsmustern des Militärs und des Nationalsozialismus oder mit literarischen Anleihen durchsetzt. Ausserdem ist die Darstellung der Inhalte von den Stil- und Formkonventionen der kommunikativen Gattung Brief vorgeprägt.

Orientiert an einem kulturell vermittelten inhaltlichen, sprachlichen und formalen Bezugsrahmen, vollzieht sich im Akt des Schreibens die Auseinandersetzung mit der alltäglichen Lebenswirklichkeit, die den Schreiber «hier und jetzt» umgibt. Ein besonderer Vorteil dieser Quelle gegenüber anderen autobiographischen Zeugnissen liegt damit in dem meist engen zeitlichen Zusammenhang zwischen dem Erleben und der schriftlichen Reflexion des Erfahrenen: Die dominante Zeitreferenz in Briefen ist meist nicht die Lebenszeit, die lineare biographische Gesamtsicht, sondern die zyklische «Alltagszeit», die Zeit der sich aus der Sicht der Schreiber stetig zu wiederholen scheinenden Gegenwart.[35] Allerdings werden auch in Briefen nur selten die tagtäglichen Routinen und Fakten thematisiert: «Alltag» wird wie in anderen autobiographischen Zeugnissen in der Regel dann zu einem Thema, wenn er «brüchig» wird. Diese «Bruchlinien», die in engem Zusammenhang mit dem Erleben neuer, fremder Wirklichkeiten stehen, werden unter Berücksichtigung der Verstehensmöglichkeiten des Briefadressaten zur Sprache gebracht. Die Mitteilungen

in Briefen oszillieren zwischen dem Eigenen, mit dem Briefpartner geteilten Vertrauten und dem Fremden, Unbekannten, das stets nur begrenzt beschreibbar ist.

Um den Referenzrahmen der Briefkommunikation wenigstens in Ansätzen rekonstruieren zu können, bedarf es zum einen soziobiographischer Kontextinformationen und zum anderen eines mikroanalytischen Diskurses, der dichten Beschreibung einzelner Briefbestände.

Der häufige Rückbezug auf einen gemeinsamen Erfahrungsrahmen ist der Versuch vertrauter Menschen, sich in einer getrennten, veränderten Alltagswirklichkeit im Vorstellungsraum des Mediums Brief Ausschnitte aus einem gemeinsamen Alltag zu bewahren oder «Alltag» überhaupt erst zu schaffen: «Die ‹Alltagswelt› () verdankt jedermanns Gedanken und Taten ihr Vorhandensein und ihren Bestand» (Berger/Luckmann 1969). Alltag ist hier somit nicht mehr und nicht weniger als eine sprachliche Konstruktion; und Briefforschung kann nicht mehr leisten als deren Rekonstruktion. Letztlich erscheint dann jede Sammlung von Brieffolgen aus einer ganzheitlichen Perspektive als ein System einer eigenen, von den Briefpartnern gemeinsam konstruierten Alltagswirklichkeit.

Anmerkungen

1 Unter Privatbriefen werden im folgenden Briefe verstanden, die an konkrete Adressaten, in der Regel aus dem näheren sozialen Umfeld, gerichtet sind und nicht wie etwa Leser-, Ketten- und Rundbriefe auf eine breitere Öffentlichkeit zielen. Sie sind insofern charakterisiert durch eine eingeschränkte kommunikative Reichweite und durch die schwerpunktmässige Orientierung an Themenbereichen, die in direktem Zusammenhang mit den Lebenswelten von Schreiber und Empfänger stehen, vgl. dazu Schikorsky (1990:33–36).

2 Hier ist nicht der Raum, um die Entwicklung der sozialwissenschaftlichen Briefforschung seit Thomas und Znaniecki (1. Aufl. 1919–1921) nachzuzeichnen, die den Brief, vornehmlich den Auswandererbrief, in ihren Studien zur Lebenssituation polnischer Emigranten als Quelle in die Sozialwissenschaften eingeführt hatten. Zu Forschungen der letzten zehn Jahre vgl. z. B. Djupedal (1989), Helbich/Kamphoefner/Sommer (1988) (Auswandererbriefe), Schober (1987) (Handwerkerbriefe); zur Betrachtung von Briefen im Kontext der popularen Schreib- und Sprachkultur Grosse/Grimberg/Hölscher/Karweick (1989), Schikorsky (1990), Warneken (1985); siehe auch unten zu Feldpostbriefen.

3 Vgl. z. B. Knoch/Dines (1992), Knoch (1989a). Eine Ausnahme bildet Mohrmann (1984), der eine homogene Schreibergruppe (Osnarbrücker Regierungsbeamte) vorstellt und die Entstehungszusammenhänge der Briefe klärt.

4 In den Kultur- und Sozialwissenschaften finden sich – allerdings ausserhalb der Feldpostforschung – bereits Arbeiten, in denen methodische Auswertungsprobleme behandelt werden. Djupedal (1989) sowie Helbich und Sommer (1985) stellen quellenkritische Überlegungen zu der Aussagekraft von Amerika-Auswandererbriefen bezüglich der individuellen und der alltagsgeschichtlichen Seite der Auswanderung an. Helbich und Sommer beklagen ebenfalls, dass sie hier auf keine Grundlagen zurückgreifen können, da in Deutschland noch nie der Versuch gemacht worden sei, «to gauge the value or validity of letters as a primary source» (vgl. auch Helbich 1984, Helbich/Kamphoefner/Sommer 1988:40 und dazu Fuchs 1988:55).

[5] Auf germanistisch orientierte Arbeiten, die sich mit Briefen beschäftigen und die in vielen Fällen kontextorientiert arbeiten, soll hier nicht weiter eingegangen werden, da ihre Fragestellungen grundsätzlich andere sind.

[6] Peter Knoch spricht im Zusammenhang seiner Auswertung von Feldpostbriefen ebenfalls von einem «Kriegsalltag», der sich während der langen Dauer der beiden Weltkriege ausbilden konnte; doch dieser Alltag sei ein «Sonderfall», ein Alltag «ohne Sicherheit und Ruhe ( ), ohne Geborgenheit und stabile Weltdeutung» gewesen (1989:222f. und Anm. 2). «Nicht-Alltag» dagegen seien die Träume und Visionen von einem «Alltag ohne Krieg» (1989:241–244).

[7] Sammlung Speckle, vgl. auch dies (1992).

[8] Zusatzinformationen, die nicht direkt aus den Briefen hervorgehen, liessen sich durch Gespräche mit den Angehörigen und durch verschiedene Familiendokumente einholen.

[9] Sammlung Löffler, vgl. dies (1992).

[10] Der Lebensweg von Richard M. wurde in Interviews mit Frau M. rekonstruiert.

[11] Sammlung Götz, vgl. auch dies (1991).

[12] Die biographischen Daten über die Familienmitglieder mussten aus den in der Sammlung enthaltenen Dokumenten erschlossen werden. Zu den daraus resultierenden Problemen einer kontextorientierten Auswertung dieses Bestandes siehe unten, S. 12.

[13] Brief des Vaters an den ältesten Sohn ins Lehrlingsheim vom 22. 4. 1961 (Sammlung Götz).

[14] Vgl. zur Situation der bundesdeutschen Familie in der Nachkriegszeit, zu deren Streben nach Besitz als Grundlage sozialer Sicherheit, zur Minderung der Autorität des aus dem Krieg heimgekehrten Mannes und zu den Konflikten zwischen den Generationen allg. Schelsky (5. Aufl.) 1967; Nave-Herz (Hg.) 1988.

[15] Knoch (1989a:223). – Zwischen mündlichen Erzählungen und Briefen besteht höchstens ein gradueller, aber kein prinzipieller Unterschied bezüglich dieser Erfahrung des Überwältigtwerdens von einer Fülle unerwarteter und zunächst nichtssagender Details. Die aus der Konfrontation mit der Empirie resultierende Unsicherheit ist als sog. «Enttypisierungsschock», als die vorübergehende Aufgabe vertrauter Annahmen, Konzepte und Modelle, beschrieben worden. Die Enttypisierung «vorschneller, abstrakter Kollektivbegriffe» bei einem ersten Durchsehen biographischer Quellen lässt sich aber auch als Chance begreifen, sich bewusstzumachen, dass lebensgeschichtliche Verläufe und Haltungen «allemal komplexer sind, als es die meisten unserer theoretischen Annahmen vorsehen», weshalb es diese durch induktives Arbeiten zu überprüfen gilt (vgl. dazu Brüggemeier 1984:199 und allg. Niethammer 1980:7–26).

[16] Nach Peter Alheit (1985:15–23) sind biographische Ereignisse auch in mündlichen Erzählungen nur dann «erzählenswert», wenn sie als ein «Planbruch» wenigstens minimal von den «normalen» Prozessen abweichen.

[17] Zu entsprechenden Ergebnissen kommt auch Knoch (1989a:240ff.).

[18] Zur Ventilfunktion von Briefen, dem Bedürfnis schreiben zu müssen, vgl. z. B. Hagener (1989:15).

[19] Das Prinzip der «Entproblematisierung» und «Entalltäglichung» findet sich auch in schriftlichen und mündlichen Lebensgeschichten (vgl. Warneken 1985:51–56; Lehmann 1983:158, 186, 232). Für das Schreiben «kleiner Leute» im 19. Jahrhundert zeichnet sich die entsprechende Erkenntnis ab, dass «die Normalität des Alltagslebens ( ) seltener als Anlass und Gegenstand schriftlicher Fixierung gewählt» wurde (Schikorsky 1990:311).

[20] Eine Ausnahme bildet hier Djupedal (1989).

[21] Vgl. zum Refernzrahmen auch ibid. Dieser Begriff und seine Synonyme «Bedeutungsgefüge» oder «Beziehungsgefüge» spielen auch in der volkskundlichen Sagenforschung eine Rolle. «Diese Begriffe machen deutlich, dass es in der volkskundlichen Forschung vor allem darum geht, die Grundformen der Kultur in ihrer sozialen Verflechtung, in ihrer Bindung an die gruppenhafte Existenz des Menschen aufzuhellen» (Heilfurth 1967: hier 43ff., vgl. auch Honko 1962).

[22] Knoch (1989:224ff.) kommt bei einem inhaltlichen Vergleich der ihm vorliegenden Sammlungen von Frontbriefen zu einer ähnlichen Begründung dafür, dass die elementaren Lebensbedürfnisse in diesen Quellen generell «dominante Themen» darstellten: «Da an der Front und in der Heimat diese Grundlagen des Lebens ständigen Schwankungen und zunehmendem Mangel unterworfen sind, werden sie um so mitteilungswürdiger.»

[23] Brief vom 31. 07. 1941 («Im Felde») lfd. Nr. 120.

[24] Wittgenstein, Tractatus logico philosophicus 1921.

[25] Knut Djupedal (1989:54ff.) hat bei seiner Analyse von Briefen die entsprechende Beobachtung gemacht, dass die Brieffolgen einzelner Schreiber, die über Jahre hinweg die gleichen, meist

biographischen Themen behandeln, eine fortlaufende, sich durch neue Erfahrungen veränderte Beurteilung dieser Ereignisse zeigen. Auf den in Briefserien gespiegelten Wandel von Erfahrungs- und Persönlichkeitsmustern zielen auch Helbich/Kamphoefner/Sommer (1988) sowie Knoch (1988).

26 Zu einer entsprechenden Erkenntnis kommt Knut Djupedal (1989). Dagegen finden sich in den umfangreichen Sammlungen von Helbich/Kamphoefner/Sommer (1988) ausführliche Schilderungen aus der Neuen Welt, wohl um den Hinterbliebenen in Deutschland die Entscheidung der Auswanderung zu erleichtern.

27 «Aber sogar der unproblematische Teil der Alltagswelt-Wirklichkeit ist nur solange unproblematisch, wie man ihn nicht problematisiert, das heisst, solange seine Kontinuität nicht durch das Auftauchen eines Problems durchbrochen wird.» (Berger/Luckmann 1969). – Im Freilegen und Aufzeigen solcher «Bruchlinien» in der Alltagswelt sieht Alf Lüdtke (1989:56) eine Chance und zentrale Aufgabe der Alltagsgeschichtsforschung.

28 Brief des Vaters an seinen Sohn im Lehrlingsheim vom 9.9.1962 (Sammlung Götz).

29 Brief vom 27.1.1942, Ostfront (Sammlung Löffler).

30 Sicher handelt es sich hier um einen idealtypischen Katalog, der sich in der Forschungspraxis auf pragmatische Lösungen reduziert. Bei älteren Briefsammlungen, bei Auswandererbriefen des 19. Jahrhunderts etwa, sind bestimmte Kontextinformationen nicht mehr oder nur sehr mühsam erschliessbar, was aber auch zu erheblichen Auswertungsproblemen führt (vgl. Helbich/Kamphoefner/Sommer 1988).

31 Feldpostbriefe, Auswandererbriefe oder gar die Alltagskorrespondenz von Familien aus jüngerer Zeit, deren Mitglieder sich relativ häufig sehen, bzw. das Telefon benutzen können, können einen sehr unterschiedlichen Informationsgehalt haben.

32 Dass die Briefe Verwandter bearbeitet und editiert werden, ist ein häufig zu beobachtender Tatbestand, der jedoch gewöhnlich nicht reflektiert wird (z.B. Knoch 1986:160, Sterz 1989:20). Eine Einarbeitung ihrer Situation als Tochter leistet Edith Hagener (1985, 1986, 1989) bei der Edition der Briefe ihrer Mutter. – Zur Bedeutung von Briefen als Teil der Familienüberlieferung vgl. auch Götz, Löffle, Speckle (1993).

33 Vgl. hierzu allgemein Geertz (1983:33) sowie Schiffauer (1991).

34 Zu dieser Forderung siehe oben, Helbich/Sommer (1985:40) und Fuchs (1988:55).

35 Vgl. Alheit (1985:36–40). Entsprechend charakterisiert Knut Djupedal (1989:56) die Zeitreferenz in Briefen mit dem treffenden Bild: «If an autobiography resembles a spotlight in the present which throws light in the past, then a collection of letters resembles a row of lamps each of which illuminates the area about it.»

Literatur

ALHEIT, PETER 1985: Alltag und Biografie. Studien zur gesellschaftlichen Konstitution biographischer Perspektiven. Bremen.

BAUSINGER, HERMANN 1987: Neue Felder, neue Aufgaben, neue Methoden, in: Isac Chivac und Utz Jeggle (Hg.): Deutsche Volkskunde – Französische Ethnologie. Zwei Standortbestimmungen. Frankfurt/M., 326–344.

BAUSINGER, HERMANN 1991: Alltag und Utopie, in: Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur und Volkskunde 26 (1991) Heft 2, 12–21.

BENJAMIN, WALTER 1977: Eduard Fuchs, der Sammler und der Historiker, in: Ders.: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Frankfurt/M. (4. Aufl.), 65–107.

BERGER, PETER L. und THOMAS LUCKMANN 1969 u.ö.: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt/M.

BORSCHEID, PETER 1987: Alltagsgeschichte – Modetorheit oder neues Tor zur Vergangenheit?, in: Wolfgang Schieder und Volker Sellin (Hg.), Sozialgeschichte in Deutschland, Band 3, Göttingen, 78–99.

BRÜGGEMEIER, FRANZ JOSEF 1984: Traue keinem über sechzig? Entwicklung und Möglichkeiten der Oral History in Deutschland, in: Geschichtsdidaktik 9 (1984), 199–211.

BUCHBENDER, ORTWIN und REINHOLD STERZ, (Hg.) 1983: Das andere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe 1939–1945. München.

DINES, PETER JOHN und PETER KNOCH 1992: Erfahrungen im Bomberkrieg, in: Wette (Hg.) 1992, 213–229.

DIUPEDAL, KNUT 1989: Personal Letters as Research Sources, in: Ethnologica Scandinavica 19 (1989), 51–63.

DOLLWET, JOACHIM 1987: Menschen im Krieg. Bejahung – und Widerstand? Eindrücke und Auszüge aus der Sammlung von Feldpostbriefen des Zweiten Weltkrieges im Landeshauptarchiv Koblenz, in: Jahrbuch für Westdeutsche Landesgeschichte 13 (1987), 289–322.

ELIAS, NORBERT 1978: Zum Begriff des Alltags, in: K. Hammerich und M. Klein (Hg.): Materialien zur Soziologie des Alltags. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 22–29.

ERMERT, KARL 1979: Briefsorten. Untersuchungen zu Theorie und Empirie der Textklassifikation. Tübingen (= Germanistische Linguistik, Bd. 20).

FRITSCHE, GERD-WALTER 1989: Bedingungen des individuellen Kriegserlebnisses, in: Knoch (Hg.) 1989b, 114–152.

FUCHS, WERNER 1988: Rezension von: Wolfgang Helbich, Walter D. Kamphoefner, Ulrike Sommer (Hg.): Briefe aus Amerika. Deutsche Auswanderer schreiben aus der Neuen Welt. 1830–1930. München 1988, in: BIOS 2 (1988), 152–155.

GEERTZ, CLIFFORD 1983: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt/M.

GÖTZ, IRENE 1991: «Vergiss nicht... sei fleissig, Du weisst... werde ein Mann!» Zur Instrumentalisierung von Erinnerungen in der brieflichen Alltagskommunikation, in: Brigitte Bönisch-Brednich, Rolf W. Brednich, Helge Gerndt (Hg.): Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses. Göttingen 1989, Göttingen (= Schriftenreihe der Volkskundlichen Kommission für Niedersachsen e.V., Bd. 6), 271–284.

GÖTZ, IRENE, KLARA LÖFFLER, BIRGIT SPECKLE 1993: Die veröffentlichte Intimität des Privatbriefes. Bemerkungen am Rande eines Forschungsfeldes. In: Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur und Volkskunde 8/1, 20–27.

GROSSE, SIEGFRIED, MARTIN GRIMBERG, THOMAS HÖLSCHER und JÖRG KARWEICK 1989: «Denn das Schreiben gehört nicht zu meiner täglichen Beschäftigung.» Der Alltag der kleinen Leute in Bittschriften, Briefen und Berichten aus dem 19. Jahrhundert. Ein Lesebuch. Bonn.

HAGENER, EDITH 1985: Die unsichtbaren Verletzungen des Krieges. Wie ich dazu kam, Feldpostbriefe zu sammeln, in: Hannes Heer und V. Ulrich (Hg.): Geschichte entdecken. Erfahrungen und Projekte der neuen Geschichtsbewegung. Hamburg, 287–303.

HAGENER, EDITH 1986: «Es lief sich so sicher an Deinem Arm.» Briefe einer Soldatenfrau 1914, Weinheim und Basel.

HAGENER, EDITH 1989: Wie ich dazu kam, Feldpostbriefe zu sammeln. In: Knoch (Hg.) 1989b, 13–19.

HEILFURTH, GERHARD unter Mitarbeit von INA-MARIA GREVERUS 1967: Bergbau und Bergmann in der deutschsprachigen Sagenüberlieferung Mitteleuropas. Bd. 1 – Quellen (= Veröffentlichungen des Instituts für mitteleuropäische Volksforschung an der Philipps-Universität Marburg. A. Allgemeine Reihe, Bd. 1).

HELBICH, WOLFGANG 1984: Problems of Editing and Interpreting Immigrant Letters, in: University Krakow (ed.): Emigration from Northern, Central and Southern Europe. Theoretical and Methodological Principles of Research. Krakow, 65–75.

HELBICH, WOLFGANG, WALTER D. KAMPHOEFNER und ULRIKE SOMMER (Hg.) 1988: Briefe aus Amerika. Deutsche Auswanderer schreiben aus der Neuen Welt. 1830–1930. München.

HELBICH, WOLFGANG and ULRIKE SOMMER 1985: Immigrant Letters as Sources, in: Christian Harzig and Dirk Hoerder (eds.): The Press of Labour Migrants in Europe and North America. 1880's to 1930's. Bremen, 39–59.

HONKO, LAURI 1962: Geisterglaube in Ingermanland. 1. Teil. Helsinki (= FFC 185).

KACHULLE, DORIS (Hg.) 1982: Die Phölands im Krieg. Briefe einer sozialdemokratischen Bremer Arbeiterfamilie aus dem Ersten Weltkrieg. Köln.

KNOCH, PETER 1986: Feldpost – eine unentdeckte historische Quellengattung, in: Geschichtsdidaktik 11 (1986), 154–171.

KNOCH, PETER 1988: Kriegserlebnis als biographische Krise, in: Andreas Gestrich, Peter Knoch und H. Merkel (Hg.): Biographie – sozialgeschichtlich. Göttingen, 86–108.

KNOCH, PETER 1989a: Kriegsalltag, in: Ders. (Hg.) 1989b, 222–251.

KNOCH, PETER (Hg.) 1989b: Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung. Stuttgart.

KNOCH, PETER 1992: Gewalt wird zur Routine. Zwei Weltkriege in der Erfahrung einfacher Soldaten, in: Wette (Hg.) 1992, 313–232. (= Wiederabdruck aus: Geschichtswerkstatt e.V. (Hg.): Geschichtswerkstatt, Heft 16. Thema: Gewalt – Kriegserinnerung. Die unausweichliche Wiederkehr des Verdrängten. Hamburg 1988, 17–23).

LATZEL, KLAUS 1989: Die Zumutungen des Krieges und der Liebe – zwei Annäherungen an Feldpostbriefe. In: Knoch (Hg.) 1989b, 204–221.

LÖFFLER, KLARA 1992: Aufgehoben: Soldatenbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg. Eine Studie zur subjektiven Wirklichkeit des Krieges. Bamberg (= Regensburger Schriften zur Volkskunde, Bd. 9).

LÜDTKE, ALF 1989: Alltagsgeschichte, in: F. Niess (Hg.): Interesse an der Geschichte, Frankfurt/M./New York, 54–64.

KASCHUBA, WOLFGANG 1985: Alltagsweltanalyse in der regionalen Ethnographie. Kulturanthropologische Gemeindeforschung, in: Analyse und Interpretation der Alltagswelt. Lebensforschung und ihre Bedeutung für die Geographie. Bensberg (= Bensberger Protokolle, 45), 81–102.

KASCHUBA, WOLFGANG 1986: Mythos oder Eigen-Sinn. «Volkskultur» zwischen Volkskunde und Sozialgeschichte. In: Utz Jeggle, Gottfried Korff, Martin Scharfe und Bern Jürgen Warneken (Hg.), Volkskultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung. Reinbek, 469–507.

LEHMANN, ALBRECHT 1983: Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen. Frankfurt/M./New York.

MOHRMANN, WOLF-DIETER (Hg.) 1984: Der Krieg hier ist hart und grausam! Feldpostbriefe an den Osnabrücker Regierungspräsidenten 1941–1944. Osnabrück.

NAVE-HERZ, ROSEMARIE (Hg.) 1988: Wandel und Kontinuität der Familie in der BRD. Stuttgart.

NIETHAMMER, LUTZ 1980 (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der «Oral History». Frankfurt/M.

SCHELSKY, HELMUT 1967: Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart. Stuttgart (5. Aufl.).

SCHIFFAUER, WERNER 1991: Die Migranten aus Subay. Türken in Deutschland. Eine Ethnographie. Stuttgart.

SCHIKORSKY, ISA 1990: Private Schriftlichkeit im 19. Jahrhundert. Untersuchungen zur Geschichte des alltäglichen Sprachverhaltens «kleiner Leute». Tübingen.

SCHOBER, MANFRED 1987: Briefe von Handwerkern, Gesellen und Arbeitern aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert. Eine Bestandsaufnahme nach Sebnitzer Quellen, in: Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte 1987, 143–177.

SPECKLE, BIRGIT 1992: «...Es ist ja die einzige Möglichkeit, zu plaudern durch die Zeilen...» Kontextorientierte Untersuchungen der Kommunikation in einer Sammlung von Feldpostbriefen aus dem Zweiten Weltkrieg. München. Magister-Arbeit, Fach Volkskunde, Ludwig-Maximilian-Universität München (Ms.).

STERZ, REINHOLD 1989: Vom Aufbau einer Briefsammlung aus dem Zweiten Weltkrieg, in Peter Knoch (Hg.) 1989b, 20–24.

TENFELDE, KLAUS 1984: Schwierigkeiten mit dem Alltag, in: Geschichte und Gesellschaft 10 (1984), 376–394.

THOMAS, WILLIAM. I. und FLORIAN ZNANIECKI (1. Aufl.) 1919–1921: The Polish Peasant in Europa and America. 2 Bde. New York 1958.

VOGEL, DETLEV 1992: Der Kriegsalltag im Spiegel von Feldpostbriefen (1939–1945), in: Wette (Hg.) 1992, 199–213.

WARNEKEN, BERND JÜRGEN 1985: Populare Autobiographik. Empirische Studien zu einer Quellengattung der Alltagsgeschichtsforschung. Tübingen (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 61).

WATZLAWICK, PAUL, JANET H. BEAVIN und DON D. JACKSON 1991: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Achte unveränderte Auflage. Bern, Stuttgart, Toronto.

WETTE, WOLFRAM (Hg.) 1992: Der Krieg des Kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten, München.